

III - 09, 170

# Wetterleuchten.

*Stroß*  
*3*

Briefe

über

Livländische Politik.

63306.

Separatabdruck

aus der Neuen Dörptschen Zeitung.

Dorpat.

Verlag von C. Mattiesen.

1878.

ESTICA

A888.

# Wetterleuchten.

---

Briefe

über

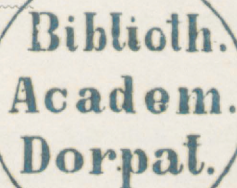
Livländische Politik.

---

Separatabdruck

aus der Neuen Dörptschen Zeitung.

*Acc. 63306*

A circular library stamp with a decorative border. The text inside the circle reads "Biblioth. Academ. Dorpat." in a bold, serif font.

Biblioth.  
Academ.  
Dorpat.

Dorpat.

Verlag von C. Mattiesen.

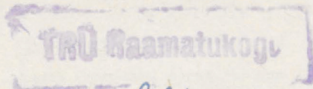
1878.

*26*

L<sup>o</sup> 1835 3377

Von der Censur erlaubt. — Dorpat, den 11. Februar 1878.

Est.



962



Druck von C. Mattiesen in Dorpat 1878.

## I.

Soofer, November 1877.

Lieber Freund, diese Anrede verdienst Du kaum noch. „Sind treulos die Männer und falsch ihre Schwüre! Verloschen das Feuer, ist, was sie gelobten, geschrieben auf Wasser! Wie weit ist die Wandrung vom Versprechen zum Halten! . . . .“ Das Uebrige sagt Dir Dein gutes Gedächtniss und schlechtes Gewissen. Eine Ewigkeit verging, und noch kein Brief! Stoff zur Mittheilung, konnte er Dir fehlen? Mitten in der grossen, ereignissreichen Welt lebst Du. Sag' nicht: Zeit mangelte. „Zeit ist ja da!“ — belehrtest Du einst selbst Deine Mutter, als sie dem Knaben die Störung verwies. Zeit! Mangelte es Dir je an dieser „Form der Vorstellung“, wenn es galt, Dich zu ergötzen. Welchen Götzen opferst Du, seit Du der Freundschaft die Treue brachst?

Warum ich nicht früher zuerst geschrieben? Ungerecht wär' es, den Spiess also umzukehren. Aus dem Kirchspiele, aus der Einöde, aus dem täglichen Einerlei der Schulstube zuerst zu schreiben, ist es nicht Vermessenheit? Und wem? Der niedre Präceptor dem angehenden Staatsmanne, dem Mitarbeiter, dem Gesellschafter von

Kreisdeputirten, gar von Landräthen; dem, der mit Hand anlegen darf, wo an geheimnissvollem Webstuhle man die vaterländischen Geschicke wirkt.

Im Kirchspiele will es übrigens scheinen, als verwirre sich diese Weberei. Oder fehlt es an Kette, oder an Einschlag, oder an Webern, oder liegt es am Muster? Aus den Gesprächen der „Nachbarn“ entnehme ich dergleichen, aber nichts Klares. Dazu sitze ich, als Herr Lehrer, zu weit unten am Tische und muss auf die Ranggen merken. Uebrigens scheinen die Obensitzenden sich darüber nicht viel klarer zu sein, wenigstens nicht gegenseitig, und keiner vermag den Andern zu überzeugen. Nach den eifrigsten Discursen geht Jeder so klug fort als er gekommen, und nicht mehr hat er zu vergessen.

Man redete eifrig von einem kürzlich erlassenen Auf- rufe, von einer gewissen Encyclica; doch gingen darüber die Meinungen gewaltig auseinander. Der Eine verehrte in ihr einen unfehlbaren Codex überlieferungswürdigster Gesinnung; der Andere nannte sie das Credo der 14 Apostel, welche dem Herrn von Thadden-Triglaff, unvergesslich heiteren Andenkens, erstanden.

Ich habe nicht folgen können, meine lieben Zöglinge, meine unermüdlichen Geduldlehrer, gaben mir eine Uebungs- stunde. Nur soviel habe ich entnommen, dass Gewitter am Himmel stehen — befruchtende oder zerstörende? — und ich begriff, dass es eine schwere Last sei, den Segen oder Unsegnen zu verantworten. Wird das genugsam emp- funden? Die Herren — so viel ich hören konnte — redeten als wie von ihren Privatangelegenheiten, die Jeder nach seinem Gutdünken regeln mag. Ich hätte gewünscht, das

Bewusstsein öffentlicher Pflicht wäre mehr zum Ausdrucke gelangt.

Gelobt seien die Götter, dass ich diesen Wirren fern zu stehen habe und dass es mir vergönnt ist, unmerklicher an der Gestaltung der Zukunft zu arbeiten, als Schulmeister. Doch, bedenke ich es wohl, so ist es fast wie ein Unrecht, unbekannt zu bleiben mit den Fragen des öffentlichen Wohles und Wehes. Meinesgleichen kann solche Unbildung noch allenfalls hingehen, aber Ihr, die Ihr kein Maturitätszeugniss vorzuweisen braucht, nur Taufschein und Besitztitel, um vermittelst Eurer Virilität an Landesverwaltung und Gesetzgebung, als Staatsmänner mitzuwirken — welche eine Figur macht Ihr, wenn Ihr an Ausübung hochverantwortlicher Rechte herantretet „unvorbereitet wie Ihr Euch habet?“

Daraus folgt für mich die Verpflichtung, was Ihr wissen solltet, insoweit kennen zu lernen, um meinen Zöglingen die Tendenz, es einst gründlich zu erforschen, einzupflanzen, damit nicht auch sie auf ihre nackte Virilität beschränkt bleiben. Zu solchem Selbststudium habe ich gute Gelegenheit, da mein Hausherr mir die Benutzung der trefflichen Bibliothek seines kürzlich verstorbenen Herrn Grossvaters gestattet hat, jedoch nur unter der Bedingung, dass die entliehenen Bücher nicht ohne „Umschläge“ benutzt werden, zu absoluter Conservirung der Einbände, welche unversehrt weiter zu vererben ihm Hauptsache ist. Aus diesem Grunde liest er selbst nie. — Es scheint das ein bei den „Conservativen“ aller Länder häufiger Zug zu sein, auf Einband und Titel mehr zu geben, als auf den Inhalt.

Sieh, mein Lieber, nun bin ich Dir mit gutem Beispiele vorangegangen. Die grosse Welt hat Dich hoffentlich noch nicht zum verstockten Sünder gemacht, unfähig zu Reue und Busse. Entschliess' Dich, mit dem alten Freunde wieder einmal zu plaudern — er bedarf Deines Umganges, wie das Kirchspiel ihn nicht bietet. Vom Gewitterhaften der Luft bin auch ich ergriffen und ich leide an der Isolirung. Manches ist mir unverständlich, worüber Du mir Auskunft geben könntest. Thu' es, wann Du, Treuloser, Dich wieder erinnerst

Deines X.

## II.

Riga, November 1877.

Nur wenige Zeilen heute — nur soviel, um mich zu befreien von den glühenden Kohlen, mit denen Du mich überschüttetest, mein Guter! Ja, ich hätte Dir zuerst schreiben sollen und schon längst. Immer aber hoffte ich, Dir über den Zustand eigenthümlicher Erregung, über dieses Taumeln von einer Enttäuschung zur anderen, als wie von einer durchgemachten Krankheit, als Genesener, berichten zu können. Darum zögerte ich zu schreiben. Nun musst Du schon meinen Krankenbericht hören. Es ist ein eigen Ding mit dem Eintritt in's „praktische Leben“, das man doch recht unpraktisch eingerichtet hat. — Das Gewitter, von dem Du sprichst, scheint weite Ausdehnung zu nehmen, da auch Du, Ideolog, es merkst an der Säuerung Deiner sonst milden Denkungsart. Du berührst so brennende Zeitfragen, dass sich in Kürze nichts drüber sagen lässt, und meine Bussübung wird eine harte und langwierige sein. Doch heute muss ich abbrechen, obgleich es mir am „ergötzlichsten“ wäre, mit Dir zu plaudern. Ich komme sehr bald wieder.

Dein Y.

### III.

Soofer, December 1877.

**N**icht ohne Spannung erwartete ich Deine Krankheitsgeschichte, mein Theurer, aber wohl ohne Besorgniss. Deine elegischen Accente haben mich keineswegs beunruhigt. Das Uebel hab' ich aus der Entfernung wohl richtiger erkannt, als Du an Dir selbst. Daran gehen nur Schwächlinge zu Grunde, an denen nichts verloren ist. Du hast das — Mausern. Du verlierst das Füllenhaar und wirst zum . . . , wie Ihr die unausgewachsenen aber schon virilen Staatsmänner nennt. Doch aber möchte ich Näheres erfahren über den Gang der Metamorphose — ein zarteres Bild. Welche Farben zeigen schliesslich die Schwingen, die Du entfaltetest? Und werden es ächte Farben sein?

Einen recht artigen Farbenschertz verübte neulich einer der Herren Nachbarn. Wie die meteorologischen Blumen der Kinder, meinte er, sollten die „Schecken“ mit Kobalt-Tinctur sich grau färben lassen, um dann, je nach dem Zustande der Gesellschaft, selbstthätig und ohne Besinnen, schön bläulich oder rosa zu erscheinen. Ein Anderer fügte hinzu, es würde dann wohl die Modetracht werden; denn heut' zu Tage sei die Nöthigung, entschiedene Farbe zu bekennen, unbequemer als je. —

Du findest, das Leben sei unpraktisch eingerichtet. Von wem? wenn ich fragen darf. Gemacht, mein junger Staatsmann! Sollten nicht diejenigen die Unpraktischen sein, deren Ideen der Wirklichkeit widersprechen? Zappelst Du etwa, noch unflügge, in den verworrenen Fäden, in welche eine schlecht geregelte Erziehung Dich einspannt?

Ja, mein Lieber, wir werden zumeist herzlich schlecht erzogen, in träumerischen Ideen, die abgestorbener Vergangenheit angehören, ohne Vorstellung von gegenwärtiger Wirklichkeit. Das haben meine Zöglinge mich gelehrt. Gar bald erkannte ich, wie wenig Nahrhaftes ich ihnen zu bieten hatte von dem, was man mir mitgegeben, und ich musste bedacht sein, neue Provisionen anzuschaffen.

Dich überrascht bei mir, beim Herrn Lehrer, der eminent praktische Zug. Meine heilige Mission sei es doch, der Jugend „ideale Richtung“ zu bewahren. Mein Lieber, auch ausserhalb Wolkenkuckucksheim, auch auf realem Boden lässt sich ein ideales Reich begründen, mit dem Mitleid als oberstem Staatsgrundgesetz. Wir reden davon wohl ein ander Mal.

Inzwischen hat die Bibliothek des Herrn Grossvaters mir das Kirchspiel zur Welt erweitert. Die grossen Männer der Vergangenheit und Gegenwart sind mir „Nachbarn“ geworden und mein gestrenger Hausherr ist oft schier verwundert über die Neuigkeiten, die sie mir erzählen; meist aus dem Gebiete der Realpolitik. Neulich referirte ich über die klugen Chinesen, die schon seit Jahrtausenden an den Kinderschuhen abgelaufen haben, woran unsere Weisesten sich die Köpfe zerbrechen. Z. B. „Minimum und Maximum“ seien von Eroberern und Gewalthabern China's —

selbstverständlich mit maximaler Wohlgesinntheit, nur leider mit minimalem Verständniss — viermal eingeführt und immer wieder, als verderblich, abgeschafft worden; seit Jahrtausenden sei nicht mehr die Rede davon. Was ich vom Ahnencultus der Chinesen erzählte, hatte vollen Beifall. Als ich aber ausführte, wie in China die Höchste private und staatliche Auszeichnung in Zuzählung zu den Ahnen besteht, und als ich erläuternd hinzufügte, danach könnte ich ihn, den Hausherrn, nicht höher ehren, als durch Zuzählung zu meinen Vorältern, da war der Beifall ein zweifelhafter. Noch nie sah ich so saures Lachen, so hoffnungsloses Suchen nach einer Erwiderung.

Unter den grossväterlichen Bücherschätzen des Hauses hat mich kaum etwas so gefesselt, wie Tocqueville's Werk über Amerika. Es hat mich eigenthümlich ergriffen, zu sehen, wie der Autor, in royalistischer Umgebung aufgewachsen, bis ins innerste Mark von edelster aristokratischer Gesinnung durchdrungen, und angewidert durch den von der Massenherrschaft aufsteigenden Foetor — dennoch vermöge seines hellen Auges es erkennt — und wie nicht minder sein wohlwollendes, wahrhaft ritterliches Gefühl es voll erfasst —: dass keine Schranke mit Erfolg entgegengesetzt werden könne dem unwiderstehlich vordringenden Geiste der Neuzeit. Nicht Widerstand könne schützen vor den Verheerungen der Naturkraft, nur vorsorgliche Veranstaltung, sie einzudämmen. Solches Vorsorgen durch zeitige Reform sei in der alten Welt viel dringlicher geboten, als dort, wo noch in weite uncultivirte Landstrecken die Wildwässer abgeleitet werden können. Drängen diese auf von Alters angebaute Gefilde ein, und es wäre nichts geschehen

zu ihrem Empfange; oder vermesse man sich, thörichten Widerstand zu leisten, so sei unvermeidlichem Verderben geweiht, was zur Erhaltung und Bewahrung von den Vorfahren überliefert worden.

Namentlich das zusammenfassende Capitel, welches die dortigen Beobachtungen auf Europa anwendet, ist, bei aller Sachlichkeit, selbst Dürreheit der Diction, von unwiderstehlicher Beredsamkeit. (Bd. 2. pag. 291 ff. der Brüsseler Ausgabe von 1835).

Die vormaligen von Thadden's, die bereits zur Ahnenqualität avancirt sind, dürfen, von ihrem höheren Standpunkte aus, nicht minder einsichtig sein, als der noch auf Erden wandelnde Herr von Tocqueville es war; und sicher würden sie ihre Nachkommen dereinst oben verleugnen, wenn dieselben nach den Grundsätzen der Encyclica — le coeur léger — das Erbe dem Untergange zuführten. Wenn die jetzigen Herren von Thadden mit dem, was sie mit sich führen, durch eigene Schuld untergegangen, wer wird sie als Ahnen verehren wollen?

Sie würden übrigens keineswegs ihren mehr oder weniger kobaltgefärbten Gegnern, sondern mit diesen zusammen viel rücksichtsloserem Repräsentanten des Zeitgeistes erliegen.

Das Kirchspiel ist kürzlich in nicht geringe Erregung versetzt worden — und ich habe dabei Gelegenheit zu stiller Beobachtung gehabt — durch Schilderungen eines hochgestellten Besuches unserer Nachbarschaft über das, trotz aller Rücksichtslosigkeit, doch gewaltig Erfolgreiche der Reichsreformen. Einer unserer Herren versuchte, vermöge untrüglichen Selbstbewusstseins, doch ohne Sach-

kenntniss, abweichend zu sentiren. Er machte schliesslich eine wenig imposante Figur gegenüber den Thatsachen, die der hohe Herr aus seiner reichen Erfahrung anführte. Die Situation war eine peinliche, als mit dem Gewichte ansehnlicher Autorität der Satz aufgestellt und entwickelt wurde: die im Reiche eingeführten Reformen, müssten noch viel segensreicher wirken, wo sie, wie hier, auf einem, in communalen Dingen geübteren Geiste Boden fassten, und zwar um so segensreicher, je mehr man bedacht gewesen wäre, so viel als eben möglich, die Reform selbst zu vermitteln und sie dem Bestehenden anzupassen, statt sie unvermittelt über sich kommen zu lassen. Der Selbstbewusste zog sich in sein inneres Heiligthum zurück und schwieg vornehm. Die anderen behalfen sich mit ausweichenden Redensarten, so gut es — ohne Tinctur — eben ging. Die Stimmung der festlichen Versammlung war unwiederbringlich gestört.

Es hätte doch nicht schwer fallen können, däuchte mich, mit Hilfe gegenseitiger Zugeständnisse eine Einigung zu finden.

Eine lästige Schwüle liegt seit jenem Abend auf dem Kirchspiel. Wie mag bei Euch das Wetter sich anlassen, wo alle die Stimmungsbilder wie im Brennpuncte sich sammeln? das Wetterglas zeigt wohl auf Unbeständig und es giebt Zugluft; eine bedenkliche Zeit für Leute in der Mauserung. Halte Dich warm. Valeas.

Dein X.

#### IV.

Riga, December 1877.

Warm soll ich mich halten, empfehlst Du mir, Verehrtester. Jedoch wird hier Erwärmendes nicht producirt, noch auf Lager gehalten. Jeder ist auf den eigenen Vorrath angewiesen. Auf wie lange reicht er? Was Du als Gewitterluft empfindest, könnte sich als Malaria erweisen.

Mit einer beiläufigen Bemerkung triffst Du, scheint mir, des Uebels Kern: die öffentlichen Dinge werden als Privatangelegenheiten behandelt — als interne Angelegenheiten dieser oder jener Körperschaft, deren Glieder — wohl mit höchst seltenen Ausnahmen — es als Impertinenz empfinden, wenn ein Aussenstehender sich unterfängt, für ihre Interna Interesse zu haben, oder gar öffentlich an den Tag zu legen. — Wie in gewissen Concerten, hat man weder Beifall noch Missfallen zu bezeugen. Man hat schweigend zu bewundern und zu danken. — Wir haben kein öffentliches Gemeinwesen. Ja, innerhalb jeder Corporation pflegt es zumeist noch ein Allerheiligstes zu geben, wo nur die Chorführer ihr geheimnißvolles Wesen treiben. Daher öffentlich — Grabesstille und Unbekanntschaft mit den Geschäften.

Wenn unter solchen Umständen die leitenden Personen unter erdrückender Arbeitslast Geduld und Leistungsfähigkeit nicht verlieren, so ist es wohlverdient, wenn Ihnen Denkmäler der öffentlichen Dankbarkeit gesetzt werden, wie kürzlich in dem Nekrologe eines hervorragenden Patrioten geschehen. Dennoch bringen es die Verhältnisse, bringt es die „Verfassung“ mit sich, dass sie, weil zu vereinzelt dastehend, den Aufgaben nicht genügen, dass die Verwaltung weit hinter den Bedürfnissen zurückbleibt und dass man sich für sie nicht erwärmen kann.

Die sich hinschleppenden Routinegeschäfte sind keine geeignete Wärmequelle. Taucht eine Frage von tieferer Bedeutung auf, so ist es üblich, sie zunächst von der Tagesordnung abzusetzen, bis der jedesmalige Chorführer sich hinreichend inspirirt fühlt, zu verkünden: sie sei „inopportun“ oder „verfrüht“ oder „unpolitisch“. Damit ist Alles gesagt. Aus dem Geschäftlichen in's Deutliche übersetzt: man mag nicht oder vermag nicht oder wagt nicht, näher hinanzutreten. Man zieht es vor, zu warten, bis man hinangetreten wird. Nun ist die Sache opportun und politisch — aber verspätet.

Nur Personalfragen pflegen sofort zu erwärmen und unmittelbar zu erhitzen — gleich den dunklen, nicht leuchtenden Strahlen des Spectrum. Aber nicht Jeder hat dafür Empfänglichkeit. Woher also Wärme beziehen?

Etwa aus der erhebenden Selbstschätzung, durch historische Tradition mitberufen und auserwählt zu sein zum Träger einer Mission . . . ? Worauf aber stützt sich solches Bewusstsein? Schliesslich doch nur auf die allerdings historische Thatsache, dass man oft gnädigst verschont

worden. Dame Historia soll freilich eine [gütige Herrin sein gegen ihre noch verwendbaren Werkzeuge — doch das System der Pensionirung soll bei ihr noch keinen Eingang gefunden haben, und recht herzlos soll sie fortwerfen den, der „seine Schuldigkeit gethan“ hat.

Wer sich die Historie vergegenwärtigt, den könnte wohl ein Frösteln ankommen, wie beim Herannahen des letzten Morgengrauens. Und doch, mein lieber Freund, und trotz alledem, bin ich mir eines inneren Wärmeherdes bewusst und ich meine, noch in mancher Brust glimmt der Funke, den ein günstiger Hauch zu belebender und leuchtender Flamme anfachen wird. — Manches Schuldbuch ward vernichtet. Wer lebt, hofft weiter zu leben, und die ihn lieben, hoffen mit ihm. Mancher, an dessen Aufkommen fast verzweifelt wurde, genas und wirkte freudig fort.

Freilich muss der Kranke seinen Zustand kennen und darf sich darüber nicht leichtsinnig täuschen, wie die Männer der Encyclica.

Diesen übrigens thust Du, wie es mir scheint, Unrecht, wenn Du allein Ihnen die Verantwortung aufbürdest. „Wir sind allzumal Sünder . . .“ Zudem habe ich manches Ueberraschende gefunden beim Verfolgen der Frage: seit wann und wodurch die erschreckliche Abgestorbenheit der öffentlichen Meinung? Eine interessante Aufklärung findet sich in der No. 151 der „Rigaschen Zeitung“ vom 3. Juli 1863. Ein locales, an die Redaction erlassenes Verbot, gewisse öffentliche Dinge zu verhandeln. Welche Bezeichnung legen sich die bei, unter deren, damals leitendem Einflusse jenes Verbot erlassen wurde? Lucus a non lu-

cendo. Das Verbot wurde freilich unterm 6. März 1865 (vergl. Rig. Z. No. 57) — zu grossem Aerger jener Machthaber — wieder aufgehoben; jedoch hat man auf anderem Wege die gewünschte Stille herbeizuführen und zu erhalten gewusst. Es liesse sich noch manche Parallele aufführen zum Nachweise, dass gerade die, welche den Fortschritt auf ihre Fahne geschrieben, ohne es zu ahnen, mit den wirksamsten Mitteln der Versumpfung Vorschub leisteten.

Sieht man genauer zu, so verlieren die Schlagworte und die Schlachtrufe ihre alte Bedeutung und man erkennt, dass im Grunde weniger um Principien, vielmehr um Macht gestritten wurde. Daher würde es mich keineswegs überraschen, wenn diejenigen, denen Du am wenigsten Reproductionskraft zuzutrauen scheinst, gerade dann die Führerschaft übernehmen, wenn einmal eine Reformbewegung begonnen hat.

Grössere Frische und Entschiedenheit besitzen sie jedenfalls. Sie sind weniger angekränkt von des Gedankens Blässe; vielleicht zu wenig und ich stimme Dir bei, dass es kaum eine zeitgemässere Lectüre giebt, als die Du empfiehlst. Gerade wer Vorliebe für ständische Gliederung und Abscheu gegen Massenherrschaft empfindet, wird es aus seiner Seele gesprochen finden, wenn in meisterhafter Darlegung nachgewiesen wird, dass es keine härtere Tyrannei giebt, als die der grossen Masse, und er wird feinhörig gegenüber den Andeutungen, wie allein solcher Unterjochung entgangen werden kann — wie schliesslich nicht die Form herrscht, sondern der Geist durch sie, und wie es sich im Grunde nur darum handeln kann, den

Geist zu retten aus zusammenbrechender Form in eine neue, wohnlichere hinein.

Wessen Politik sollte dem Edelmann sympathischer sein — dessen, der defensiv, verzagt zurückweicht und sich in den Sumpf drängen lässt — oder dessen, der zuversichtlich und auf den eigenen Werth vertrauend dem Angriffe entgegengeht und dadurch die Führung behält? Auf pag. 164 ff. des 2. Bandes Deiner Ausgabe findet sich darüber in conciser Zusammenfassung das Schlagendste, Feinste und zum Nachdenken Anregendste, was wohl je über diesen Gegenstand gesagt worden.

Begnüge Dich heute mit meinen Negationen. Im Uebrigen will ich nur noch in Kürze andeuten, dass man, wie mir scheint, auch in der Politik nicht ganz umhin kann, der Mode einigermaßen zu folgen, will man nicht zum Gespötte der Umgebung werden; selbstverständlich hat man weder altväterisch noch geckenhaft zu erscheinen. — Noch tiefer aus dem Gebiete der Praxis ein Bild wählend, möchte ich sagen: wessen Geräth nicht mehr genügt zur Betreibung seines Gewerbes, der thut nicht gut, sich auf Erfindung von Neuem zu verlegen; viel besser, er greift danach, womit Andere, für ihre Kosten und Gefahr, Versuche angestellt haben, das Ergebniss derselben sich zu Nutze machend.

Weisst Du nun, tiefsinniger Diagnost, welchen Fortgang meine Mauserung nimmt? Habe ich das bedenklichste Stadium überstanden? Erscheint Dir meine Richtung praktisch genug?

Wegen Deines Desertirens zum Realismus brauchst

Du Dich nicht zu entschuldigen. Il n'y a que le sots qui ne changent jamais.

Was aber meine Farben betrifft, nach denen Du Dich erkundigest, so wisse, dass ich keinen Gefallen finde an anderen, als denen des Landes.

Dein Y.

## V.

Soofer, Januar 1878.

Den Vorwurf der Ungerechtigkeit gebe ich Dir, mein Lieber, nach gemachtem Gebrauche, zurück. Du könntest dafür selbst häusliche Verwendung finden. Wer es zur Gewohnheit werden lässt, hart zu urtheilen und lebhaft Farben stark aufzutragen, bleibt nicht immer gerecht. Solche Gefühlsexcesse sieht man unser Einem allenfalls nach, wenn sie privatissime verübt werden. Wer aber, wie Du, berufen, geboren ist, dereinst von oben herab zu reden, sollte sich frühzeitig gewöhnen, es nie ohne äusserste Mässigung zu thun, eingedenk des diplomatischen Lehrsatzes: wer zu viel beweisen will, beweiset wenig. — Dein Zustand scheint vielmehr der Abkühlung zu bedürfen. Zu stürmisch gährender Most schlägt leicht um und giebt ein trübes Getränk. Deine „praktischen“ Andeutungen sind mir nebelhaft erschienen.

Was Du von der Bedeutungslosigkeit der Schlagworte und Schlachtrufe sagst, dürfte nicht ganz zutreffen und ist jedenfalls nicht erschöpfend. Aus den Gesprächen der Nachbarn habe ich ein einigermassen abweichendes Bild gewonnen. Seit etwa einem Decennium formirte sich, scheint es, eine Fraction, welche in bewussterer Weise be-

stimmten Zielen sich zuwandte und einigen Erfolg hatte. Es wäre interessant zu untersuchen, warum sie nicht grösseren Anhang gewonnen. Zudem sind jene Formeln vormals bedeutungsvoller gewesen. Noch heute spricht man von der bewegten Zeit der vierziger Jahre, da es sich wirklich darum handelte, zur Erreichung bestimmter, klar definirter Ziele zusammenzuwirken. Die Epigonen jener Zeit haben dagegen ausgesprochenermassen den äussersten Widerwillen, deutlich zu bezeichnen, wohin sie steuern. Vielmehr wird als oberste Staatsweisheit docirt, das Klügste sei, still zu halten und von der Hand in den Mund zu leben. Auch was die Encyclica an Stelle eines — eingestandenermassen unformulirbaren — Programms bietet, ist recht bezeichnend. Noch einfacher und weniger anstrengend wäre es, die Zehn Gebote als politisches Programm aufzustellen.

Wenn meine untergeordnete Stellung es mir erlaubt hätte, im Gespräche der Herren Nachbarn das Wort zu ergreifen, so hätte ich an der Hand eines hervorragenden Schriftstellers und Staatsmannes dargelegt, wodurch die Partei zur Coterie, zur Clique, herabsinkt. Der Process ist an sich so wenig anstössig, wie das Altern überhaupt. Aber der Greis sollte die Allüren der Jugend nicht beizubehalten suchen.

Es tauchen im Leben der staatlichen Gemeinschaften Differenzen repulsiver Natur auf, die zu umfangreich und zu tief auf den Grund gehend sind zu friedlicher Ausgleichung. Nicht solche beklagenswerthe Ereignisse bringen die Partei im engeren Sinne hervor. Aus Spaltungen geringerer Tiefe entsteht sie; sie bewegt sich auf umschriebenerem Kampfplatze. Sie kommt zur Welt, wann erkannt

worden, dass zum Fortbestehen und zur Sicherung der Gemeinschaft neue Formen unentbehrlich geworden.

Die Partei hebt die grossen Principien hoch über Alles, den Einzelheiten kaum Beachtung zuwendend. Es ist ein Kampf des Glaubens, von dem es heisst, dass er Berge versetze.

Haben solche Stürme ausgetobt und werden neu erschlossene Bahnen in ruhigerer Entwicklung verfolgt, dann ist die Zeit der *minores gentes* gekommen, die sich zu Parteimännern aufputzen möchten, aber es nur zu Côtérieleuten zu bringen vermögen; die Zeit der kleinen Erwägungen und Intriguen, der Verdächtigungen und persönlichen Anfeindungen, der Balgereien um Machtstellung, der leichten Uebergänge von hüben nach drüben, der Erhitzungen um Geringfügiges, vornehmlich aber um Personalfragen. Nun hat nicht der Glaubensmuth die Führung, sondern diejenige Weisheit, welche „die Folgen ängstlich zuvor erwägt“ und den Flankenmarsch jeder Zeit dem Frontangriff vorzieht.

Nur aus solchem Verfall erklärt es sich, dass hochachtbare und hochangesehene Männer es fast für schimpflich halten können, einer Partei anzugehören, und es verschmähen, ihre Stimmen von dem Resonanzboden einer Partei verstärken zu lassen. Noch kürzlich war hier die Rede von einem der Besten des Landes — leider im verfloßenen Jahre durch frühzeitigen Tod uns entrissen — der von solcher Abneigung, von solchem Abscheu vor dem Parteigetriebe erfüllt gewesen.

Doch, auch die Erscheinungen des Partei-Verfalles liegen in der Natur der Dinge und haben unter Umstän-

den als normale zu gelten — so lange nämlich eine krankhafte Affection des Organismus, welche erhöhte vitale Kraftanstrengungen erheischen würde, nicht vorhanden — oder wenn seniler Marasmus eingetreten, die Unfähigkeit zu solcher Anstrengung. Denn auch der Tod gehört zu den natürlichen Vorgängen.

Danach reducirt sich die Zeitfrage auf die leicht fassliche Alternative, über welche sich Jeder zu entscheiden hat: — entweder wir sind kerngesund, resp. greisenhaft — oder wir stehen noch in kräftigem Alter, aber sind krank und bedürfen der Reformbewegung, um zu gesunden.

Für unseren Gesundheitszustand aber giebt es, unter anderen Symptomen, ein, däucht mich, ganz untrügliches, und mich wundert, dass Du in Deinem Temperaturberichte es mit Stillschweigen übergehst. Du stehst ja mitten in der Lohe des durch die Rigaer Stadtwahlen angefachten Nationalitätsschwindels. Diesen Massenwahnsinn, den ich dem Studium einer psychiatrischen Kraft anempfehlen möchte, kann ich nicht anders auffassen, als wie eine künstliche Hervorbringung unserer verspätenden Ständepolitik. Es ist im Grunde nichts Anderes, als das Hervorbrechen des nicht ganz unangemessenen Bedürfnisses zahlreicher Unberechtigter zur Mittheilnahme an der Landesverwaltung, wie das Reichsgesetz sie gestattet. Ich bin überzeugt, dass der dem praktischen und besonnenen Naturell der Landbevölkerung so wenig adäquate, sterile Nationalitätsschwindel wie eine Seifenblase zusammensinken würde, sobald man durch Erweiterung und Zusammenfassung der Ständevertretungen in eine Landesverfassung jenem unstreitig berechtigten Bedürfnisse in gebührender Masse Rechnung trüge.

Und hierin finde ich die Lösung des vorhin berührten Räthsels: woher die erwähnte Fraction noch nicht den gewünschten Erfolg gehabt. Sie steht, um mit dem Landwirth zu reden, auf „ausgetragendem Boden“. Auf Neu-land sollte sie ihre Saat streuen. Will sie von einer Landtagsfraction zur Landesreformpartei werden, so findet sich wohl dazu ein möglicher und schicklicher Modus; und mich dünkt, es könnte um so unbedenklicher geschehen, als, wie hier erzählt wurde, in sehr besonnener Weise, vorläufig nur Reform des Kreistages, unter Hinzuziehung der Städte, vorgeschlagen werden soll.

Die Acclamation aus Land und Stadt wäre eine allgemeine und entschiedene. Die im Vergleiche dazu verschwindend wenigen Widerstrebenden könnten leicht ausser Cours treten und Geltung verlieren — wie Münzen zum Einschmelzen oder für die Alterthümersammlung.

Seit ich von der Bewegung der Gemüther mitergriffen worden, kommt mir das Kirchspiel weniger öde vor. Gab es früher weniger Vorfälle oder sind mir Auge und Ohr empfänglicher geworden? Um wie viel intensiver würde sich auch hier das Leben gestalten, wenn eine wiedererwachte Presse Kunde brächte vom Denken und Meinen der Andern. Die Gespräche der Nachbarn und die Referate des Kirchspielsarztes bleiben unzureichende Surrogate dafür.

Deine Ansicht über das Schicksal der Presse mag nicht unbegründet sein. Sollte sie aber vor Zeiten nicht selbst durch Ausschreitungen es mit verschuldet haben? Freilich hat sie, wenn irgend wo, so hier eine schwierige Aufgabe. Für Ohren, die an's Hören nicht gewöhnt sind,

bedarf es einer besonders zarten Stimme und im Zimmer eines reizbaren Kranken soll man leise auftreten.

Wie dem auch sei, haben wir es überhaupt mit Krankheit zu thun, so ist Bewegung — mag sie auch gelegentlich ungeberdig erscheinen — doch mehrverheissend, als apathische Ruhe.

Für das meiner Entwicklung gespendete indirecte Compliment danke ich verbindlichst. Nun lebe wohl, mein armer Entwicklungsruher! In Anbetracht der inneren Hitze halte Dich kühl.

Dein X.

## VI.

Riga, Januar 1878.

Mein lieber Freund, Deinen Ermahnungen hättest Du hinzufügen sollen: „Thuet nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken.“ Kühle Leidenschaftslosigkeit ist wohl ein Fach, in welchem auch Deine Ausbildung noch eine mangelhafte ist. Aber dieser Mangel lässt sich in einer Zeit, wie die unsrige, verschmerzen. Ja, ich wollte, alle Welt käme etwas aus den alltäglichen Falten. Das Fieber wird ja wohl nicht mehr angesehen als eine primäre, an sich zu beseitigende Krankheitsform, sondern ist erkannt worden als eine secundäre, innerhalb gewisser Grenzen zu haltende Erscheinung des Gesundungsprocesses. — Ohne einige Aufregung kommt das Land nicht über die kritische Zeit hinweg.

Ich gehe vollkommen ein auf den Gedankengang, den Du mit dem Worte Landesreformpartei — im Gegensatze zu Landtagsfraction — eröffnest. Jedoch meine ich, dass nur halbe und daher erfolglose Arbeit gethan, ja vielleicht sehr Anderes als das Gewünschte erreicht würde, wenn man sich auf Umformung der Institutionen beschränken wollte. Tiefer hinein haben wir in unser Inneres zu greifen und es vorurtheilslos zu prüfen.

Selbst Dir gegenüber zögere ich fast, auszusprechen, was ich meine. Wie viele von denen, die wohl einsehen, es müsse anders werden, und die ganz bereit sind, mit der Vergangenheit zu brechen, haben noch nie eine Ahnung davon gehabt, wie tief dieser Bruch wird sein müssen. Wem plötzlich darüber Klarheit aufgeht, dass er sein Leben in falsche Richtung gelebt hat — und welcher Mensch hat nicht solch bittere Stunden zu verwinden gehabt? — der hat eben mit sich zu brechen, will er sich erheben und soll er nicht zerbrochen werden.

Liebe zur Heimath, aufrichtiger hingebender Patriotismus findet sich bei uns vielleicht häufiger, als in der übrigen kosmopolitisch gewordenen Welt. Was aber wissen wir von dem Gegenstande unserer Liebe? Selbst der Geograph, der Statistiker wird grobe Unwissenheit eingestehen müssen. Nun erst der Patriot der grossen Menge, was weiss er von der Heimath, wie sie ist, wie sie geworden? Wer, aus der grossen Menge, kennt die Geschichte des Landes? Wie viele von denen, die wohl überzeugt sind, die Weltgeschichte sei das Weltgericht, haben sich gefragt, ob nicht die Wurzeln unserer Uebel tief zurückreichen in unsere Vergangenheit? Ist nicht unsere Liebe zur unbekanntnen Heimath eine eigenthümlich platonische, ja schlimmer, kann sie nicht gar leicht ausarten in die Schwärmerei des geistreichen Hidalgo für seine erträumte Schöne?

Aus solcher träumerischen Unwissenheit und unwissenden Träumerei entspringen manche unserer Fehler, mit denen wir uns brüsten, obwohl sie unser Fluch sind. Vielfach gilt als höchste Gesinnungstüchtigkeit, was bei genauer

Untersuchung sich als Aufgeblasenheit erweist. Wir sind gereizt darüber, dass man von gewisser Seite uns nicht anerkennt als gross und zweifelsohne. Gewinnen wir es über uns, an der eigenen Grösse selbst zu zweifeln, so werden Andere — denen wird dann mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen — aufhören es zu thun.

Es gab eine Zeit — vor 3 bis 400 Jahren, da hatten die Livländischen Grenzvögte von jedem Baumeister, Waffenschmied oder sonstigem Künstler, der von Lübeck nach Moskau aufgebrochen war, Kunde — um ihn abzufangen. Unsere Vor-vor-voreltern wünschten es nicht, dass der östliche Nachbar sich entwickele und erstarke. Sie suchten die Brücken zu zerstören, die er bestrebt war hinüberzuschlagen zur Civilisation.

Der Nachbar zertrümmerte unsere gelockerten Mauern und baute sich aus dem Material die Brücke. Nun meinten wir, die einzige Brücke zu sein; und fast waren wir es eine lange Zeit. Es hiesse aber nicht sehen wollen, wenn wir blind dafür blieben, dass das Reich thatsächlich begonnen hat, über unsere Köpfe hinweg sich zu entwickeln. In gar manchen Dingen sind wir nicht mehr, wie wir es waren, die Lehrmeister. Im Gegentheile, wer sich die Mühe gäbe, die Thatsachen zu prüfen, würde erkennen, dass wir im Reichsinnern manche nützliche Studie machen könnten. Er würde darüber staunen, wie man dort in kurzer Zeit sich bereit gemacht hat, in manchen Stücken uns zu überholen; wie die Bodenpreise sich in wenigen Jahren an vielen Orten verzehnfacht haben u. s. w.

Wie viele sind es aber unter uns, die sich nicht mit dem Wahne tragen, dass für alle Zeiten der Vorrang uns

gesichert sei. Sollte es nicht an der Zeit sein, dass wir aufrichtig und ehrlich den Hochmuth und den herzlichen Antagonismus abschwören? Dass wir einsehen, derselbe könne uns nur zu Grunde richten, wie er uns bereits masslos geschadet hat? Dass wir begreifen, friedliches und einträchtiges Zusammenwirken mit dem Reichsinnern und, somit Heil für uns, sei nur möglich und denkbar, wenn wir uns so eng, als unsere Eigenart es nur irgend möglich macht, seiner Entwicklung anschliessen? Wenn wir es aufgeben, für alle Zeit und in möglichst vielen Stücken etwas ganz Appartes sein zu wollen? — was ja doch nur ein Schwärmer wie der geistreiche Hidalgo für durchführbar halten kann.

Wer lebt, entwickelt sich; was wir gestern waren, sind wir heute nicht mehr und morgen sind wir andere als heute. Sollte es uns nicht möglich werden, Reformen ins Auge zu fassen, denen auch das Reichsinnere zustrebt, damit wir unsern Entwicklungsgang selbstthätig machen, unter möglichster Wahrung unserer Eigenart, statt — nicht ohne Zertrümmerung — fortgestossen zu werden zu jenen Zielen. — Ohne unsere Eigenart zu verlieren sind wir Unterthanen des Reichsoberhauptes geworden und sind von Herzen die treuesten Unterthanen jederzeit gewesen. Brauchen wir etwa dadurch unsere Eigenart zu verlieren, dass wir selbstthätig einlenken in eine Entwicklung, welche der des Reiches parallel gehe, durch gutwillige Annahme derjenigen Institutionen des Reiches, welche den Zeitanforderungen unstreitig mehr entsprechen als die unsrigen? Es ist solch' guter und entschiedener Wille unsererseits sicher das allereinzigste Mittel, dasjenige Ver-

trauen zu erwecken, welches uns das mögliche Mass unserer berechtigten Eigenart würde belassen wollen.

Ich verkenne es keineswegs, dass die Tendenz zu einer markirten Sonderstellung nicht nur von einer achtbaren und anerkennenswerthen Wurzel entsprungen, sondern uns auch ein wesentliches Hilfsmittel gewesen ist, das zu erwerben und zu bewahren, was uns thatsächlich zur Ehre gereicht und Anerkennug verdient. Doch hat jedes Ding seine Zeit und sein, mit ihr veränderliches Mass. Schon längst hätten wir in beträchtlichem Umfange ablassen sollen von der gegensätzlichen Spannung — statt uns durch die von der anderen Seite in Scene gesetzten, oft ungerechten und böswilligen Anfeindungen und Hetzereien darin bestärken zu lassen. Ich bin fest davon überzeugt, dass zu grossem Theile diese Gespanntheit Schuld ist an dem vielfach Sterilen unserer politischen Arbeit, und dass dieselbe nicht früher beginnen wird entschieden fruchtbar zu werden, als bis es gelungen, besseres Einvernehmen herbeizuführen. Es ist wohl klar, dass unsere Rolle und Stellung es mit sich bringt, dazu den Anfang zu machen. Ich bin fest überzeugt davon, dass eine Landesreformpartei, wie Du sie Dir denkst, schliesslich die gewünschten segensreichen Erfolge nicht erreichen wird, wenn sie nicht in dem ange deuteten Sinne Curs nimmt.

Wird Jemand den Muth haben, das offen auszusprechen? Den Muth, sich in den Augen Vieler — vielleicht der Meisten — zum unpopulärsten Manne zu machen? Wie Viele würden sich um solche Fahne schaaren, entschlossen das weiche Pfühl des Dünkels gegen die harte und rauhe Wirklichkeit und bittere Selbsterkenntniss zu vertauschen?

In der Beantwortung dieser Frage durch die That-  
sachen liegt die Zukunft des Landes.

Antworte mir bald; Deine Zustimmung würde mich  
erfreuen und hoffen lassen, dass sie nicht die einzige  
bleibe.

Dein Y.

## VII.

Soofer, Januar 1878.

Q<sup>u</sup>ein sehr lieber Freund, wie könnte ich aussagen, was Dein Brief mir gebracht hat! Siegreich hast Du die Krise überstanden, nach schwerem Kampfe. Deine verschwiegen gebliebenen Leiden, ich habe sie miterlebt, und ich habe Theil an der Frische dessen, der sich selbst überwunden. Getrost pflanze die Fahne auf. Du bist nicht allein. Schon vor Jahresfrist erklang eine der Deinen verwandte Stimme. Die Schaar der Muthigen wird sich mehren. Harre aus.

Weder Du noch ich kannten den Dir Gleichgesinnten. Gleichzeitig traf ich gestern Dich und ihn. Omen accipio. Zur Ermuthigung und Bestärkung rufe ich Dir seine Worte zu:

Ich glaube, dass unsere deutsche Presse in der Gegenwart keine wichtigere Aufgabe hat, als die Kritik an uns selbst, an unseren Handlungen und unseren Unterlassungen zu üben, und dass sie auf diesem Wege mit Bewusstsein und Energie dahin arbeiten muss, unser provinzielles Leben aus einer unverkennbaren Erlahmung und Erstarrung, aus einer kleinlichen Aengstlichkeit, aus einer in Selbstgenügsamkeit und Muthlosigkeit widerspruchsvoll bedingten Trägheit und Passivität aufzurütteln und zu Thaten zu führen. Ich glaube, es ist Zeit, es unverholen aus-

zusprechen, dass wir unsere Sonderinteressen zu sehr unseren allgemeinen staatlichen Pflichten gegenüber in den Vordergrund gestellt und gerade dadurch uns selbst viele unfruchtbare Jahre herbeigeführt und die Güter, die uns die theuersten sind, in ihrer Wahrung und Mehrung am meisten gefährdet und beeinträchtigt haben. Auch der lebensvollste Theil eines politischen Ganzen wird sich auf die Dauer nicht ungestraft in vollständiger Isolirung erhalten können. Wer ideale Güter wahren will, darf den Blick für reale, unabänderliche Verhältnisse und für seine hieraus resultirenden Aufgaben und Pflichten nicht verlieren. Der Einzelne wohl kann sich durch Geburt, Erziehung und fortgesetzte geistige Ernährung so fest in einem bestimmten Culturboden wurzelnd empfinden, dass er die Stagnation in den bedeutungsvollsten Lebensadern des politischen Organismus, zu dem er gehört, auch längere Zeit ertragen kann, das Ganze selbst kann das nicht, es verliert nur zu rasch die Triebkraft, Erschlaffung tritt ein und nur noch Egoismus und hohles Pathos machen sich breit und spielen Verstecken hinter eingewöhnten Phrasen . . . . Dass aber diese Gefahr vorliegt, ist meine feste Ueberzeugung und deshalb halte ich es auch für die erste Pflicht der Baltischen Monatsschrift, dass sie am wenigsten sich blind gegen dieselbe stellt, weil sie gerade vornehmlich zu Denjenigen spricht, die am meisten zum Wachen und Handeln in unseren Provinzen berufen sind, und dass sie es deshalb für ihre vornehmste Aufgabe hält, diesem deutlich genug vorgezeichneten Ziele nachzustreben, wobei Mass und Tempo der einzelne Fall bestimmen mag, das Streben selbst aber stetig bleiben muss und zwar mit dem unverschleierte Blick und dem klaren, unverfälschten Bewusstsein, dass die baltischen Provinzen nicht etwa ein isolirtes meerumpültes Eiland, sondern ein Theil des russischen Reiches sind.

(Baltische Monatsschrift XXV. 1. p. 4).

Nun, da wir uns in Liebe zur gemeinsamen Heimath durchgekämpft haben durch die schweren Träume, die unser Aller Erkennen trübten, und da wir uns zusammenfinden in der Hoffnung auf bessere Tage, nun lass uns mit vollerm Verständnisse zurückblicken auf die jüngste Vergangenheit der letzten Decennien. Lass uns rückhaltlos anerkennen, dass, wenn auch befangen in Vorurtheilen,

zu Zeiten planlos oder abirrend vom Ziele, man das Land geführt hat — dass es doch jederzeit in treuer Arbeit und nach bestem Erkennen und Wollen geschah, und lass uns geloben, dessen werth zu sein in gemeinnützigem, hingebendem Streben.

Dein X.

## VIII.

Riga, Januar 1878.

**Q**ein Lieber! Nicht ihres Gleichen haben Deine pädagogischen Leistungen, wenn sie auch nur entfernt heranzureichen an die Erfolge Deiner Zöglinge, Deiner Geduld-lehrer, wie Du sie nennst. Schon predigst Du selbst Geduld: Harre aus! rufst Du mir zu. Geduld! Ihrer selbst bewusste Kraft und Schwäche aus Princip — beides in einem Worte. Geduld des tenax propositi vir, Geduld nach der alten Bauernregel: „Lege Dich krumm und Gott wird Dir helfen“ — ja, er verhilft, getreten zu werden. Selbst dazu verbilft er, dass solch' passive Gymnastik zur Gewohnheit werde, zur Sache des Geschmackes und der Ueberzeugung, zur Ehrensache. Einen geflügelten Ausdruck abändernd, möchte ich sagen: wo der Begriff abhanden kommt, bleibt das Wort. In Arbeitsscheu entnervt, rühmt man sich der Unthätigkeit als passiven Widerstandes und erhebt mit vornehmer Geberde das „Nichtkönnen“ zur politischen Maxime. Das hohe Ross: — Continuität der Entwicklung — hat man zu Schanden geritten und schaut anspruchsvoll, wie zuvor, herab von dem abgetriebenen Gaule: — Continuität der Misère. Auch langsam führt ja

zum Ziele! — Die Geschichte hat ja keine Eile. Doch — zuweilen verliert sie die Geduld und wird eilig. Dann genügt ihr auch beschleunigte flankenschlagende Gangart nicht und sie wirft Reiter und Ross um mit den Worten: trop tard!

Will man sich die Einführung des Schwartz'schen Aufrahmungsverfahrens in die Politik patentiren lassen, die Politik der geduldigen Kaltstellung, die angeblich einzig patriotische?

Das als Reaction auf Deinen abkühlenden Choral: „wenn auch in Vorurtheilen befangen, zu Zeiten planlos und vom Ziele abirrend man das Land geführt hat, geschah es doch jederzeit in treuer Arbeit, nach bestem Erkennen und Wollen.“ — Das will, auf Deine pädagogische Formel reducirt, sagen: Weise dem Erkennen richtigere Wege, stärke das Wollen — und die gute Natur thut — allmählig das Ihre. Sehr correct, mein lieber Pädagog! Ich wünsche eben, dass erkannt werde, an Stelle der passiven Gymnastik müsse active Heilgymnastik treten — und ich wünsche, das Land möge durch seinen Zuruf dazu beitragen, dass der Kranke sich aufraffe und sich entschliesse zum Antritt der Cur, bevor es allzu spät geworden.

Will Dein Zuruf sagen, ich möchte mich nicht irre machen, noch verwirren lassen durch etwaigen Aufschrei der Encyclicker und Kobaltiker — so sei unbesorgt. Mich schützt das Bewusstsein der Pffichterfüllung. Gelingt sie auch nicht immer, ohne hier und da anzustossen, ich habe doch zu sagen, was nach meiner tiefsten Ueberzeugung nicht verschwiegen werden darf und was laut und vernehmlich gesagt werden muss, damit es nicht überhört

werde. Das Impfen kann nicht ohne kleine Verletzung geschehen — die sich verschmerzt.

Schon sehe ich, dass meine Anschauung weniger vereinzelt ist, als ich wohl fürchtete. Ich lasse zum Beweise die Abschrift eines Briefes folgen, den ich kürzlich von \*\*\* erhielt. Diese Zustimmung ist mir besonders werthvoll. Kaum findet sich bei einem anderen unserer hochgestellten Männer genaue Kenntniss der heimischen Zustände, Bekanntschaft mit dem Terrain in Regierungskreisen und warmer Patriotismus in so hohem Grade vereinigt, wie bei ihm. Er schreibt:

„Unsere erste flüchtige Begegnung hat Ihnen genügt, in mir einen Meinungsgenossen zu erkennen. Ich danke Ihnen für Uebersendung der ausführlichen Darlegung Ihrer Ansicht über die Baltische Politik. Diese Anschauung dürfte bei gar Manchém Anklang finden, der sich noch nicht entschlossen hat, sie auszusprechen. Ich stimme Ihnen in allen Stücken vollständig bei und erlaube mir, in Folgendem noch einige motivirende Erwägungen hinzuzufügen:

„Vormals galt die Parole: — die Sonderstellung möglichst wahren, auch in Nebensächlichem nur der Uebermacht weichen — und diese Parole hatte ihre Berechtigung, so lange das Reich noch nicht begonnen hatte, den Weg der zeitgemässen Reformen zu betreten. In allen Stücken waren unsere Institutionen die organisch vollkommeneren und befähigten uns zu höheren Leistungen. Eine Assimilirung unserer Zustände mit denen des Reichs war gleichbedeutend mit entschiedenem Rückschritte und

es war patriotische Pflicht, unsern Landesstaat gegen das Nivellirungsgelüste zu vertheidigen.

„Ich will nicht eingehen auf die Frage, ob nicht mit dieser defensiven Haltung auch eine reformatorische, verjüngende Thätigkeit in ausgedehnterem Masse hätte verbunden werden können; ob nicht gerade in der Entwicklung die wirksamste Vertheidigungswaffe hätte erblickt werden sollen — jedenfalls war Abwehrgung der Assimilirung be-  
rechtigt und den Umständen angemessen.

Von dem Augenblicke an jedoch, da das Reich in planmässig reformirende und entwickelnde Thätigkeit eintrat, hätte eine neue Parole ausgegeben werden sollen. Man hätte einsehen sollen, dass die politischen Formen, die dem Reiche verliehen wurden, höher entwickelte waren, als die unsrigen; dass wir mit ihrer Hilfe zu noch höheren Leistungen befähigt werden konnten; dass sie den Zeitforderungen mehr entsprechen, als unsere Institutionen, und dass wir später oder früher ihrer Annahme uns nicht mehr entziehen können. Unter voller Anerkennung der reformirenden Bewegung und des staatsmännisch berechtigten Bestrebens nach gleichmässiger Ausbildung der Institutionen des ganzen Reiches hätten wir, als Theile des Ganzen, nicht nur mit Entschiedenheit in die Reformarbeit mit ein-  
treten, sondern uns an die Spitze derselben zu stellen suchen müssen, um durch Vorangehen die bisherige hervorragende Stellung zu bewahren und um nicht, wie leider geschehen, ins Hintertreffen zu gerathen. Die neue Parole hätte lauten müssen: Möglichster Anschluss an die Reichsentwicklung unter Wahrung nur des Unveräusserlichen. Dann hätte der von einem der hochgestellten Vertreter des

Reiches und dem hervorragenden Verwalter unserer Provinzen aufgestellte und für das ganze Reich postulierte Grundsatz: „Einheit aber nicht Einförmigkeit“ (единство а не единообразіе) Anerkennung und möglichste Anwendung auf uns gefunden.

„Statt dessen hat das Fortführen der negirenden und ablehnenden Haltung den rücksichtslos nivellirenden Bestrebungen Vorschub geleistet, indem sie selbst unsere Gönner und Fürsprecher uns entfremdet, die wir in die Unmöglichkeit versetzten, uns den berechtigten Forderungen der Staatsraison gegenüber zu vertheidigen. Es ist wohl leicht begreiflich, dass niemals mehr als jetzt, gegenüber dem Sieges-Bewusstsein der Nation, solche ablehnende Haltung uns gefährlich werden und die nivellirenden Tendenzen verstärken muss.

„Ein Rückblick auf die letzten zwei Jahre wird genügen, zu erkennen, in welchem Sinne die Politik des non possumus erfolgreich gewesen ist und vorahnen zu lassen, was sie uns in der Zukunft bringen würde, wenn wir in der Reformunthätigkeit und im Widerstreben beharren. Nur folgende Thatsachen will ich herausgreifen aus den Erlebnissen der letzten zwei Jahre.

„Vormals wurden alle uns betreffenden Gesetzentwürfe von einem Special-Comité geprüft, in welchem Kenntniss unserer Verhältnisse und Bedürfnisse, so wie Geneigtheit, ihnen Rechnung zu tragen, vorauszusetzen waren. Jetzt hat durch unsere Vertreter darum gebeten werden müssen, die hochwichtige Justizfrage den allgemeinen legislativen Weg des Reiches gehen zu lassen — ein folgenschwerer Präcedenzfall.

„Vormals bestand eine hohe administrative Instanz, die es uns jederzeit ermöglichte, an höchster Stelle unmittelbar gehört zu werden. Eines schönen Tages wurden wir durch Aufhebung dieser Instanz überrascht.

„Das sind die Erfolge des den Reichsreformen entgegengestellten passiven Widerstandes. In unverkennbarer Weise deuten sie es an, wohin wir in Kurzem auf diesem Wege gelangen würden — und mahnen zu entschiedenem Politikwechsel.

„Kein Zeitpunkt ist aber geeigneter als der jetzige, durch entschiedene Aenderung der Politik gut zu machen, was noch gut zu machen ist. Nie mehr als jetzt wird die siegreiche und dem Deutschen wohlgeneigte Nation bereit sein, unser Entgegenkommen zu würdigen und zugleich anzuerkennen, was wir an Bewahrungswürdigem besitzen. Nie mehr als jetzt würde eine, mit der ausgesprochenen Absicht möglichster Anlehnung an die Reichsinstitutionen ins Werk gesetzte Reformbewegung Aussicht haben zu segensreichem, unsere Eigenart schonendem Ausgange.“

Ist mir aus dem Herzen gesprochen und wird auch Deine Zustimmung finden. Gieb Nachricht aus Deinem Kirchspiele. Neulich hatte ich Gelegenheit, einen Eurer Nachbarn anzuimpfen. Hat es angeschlagen und impft er von sich weiter? — Gehab' Dich wohl!

Dein Y.

## IX.

Soofer, Januar 1878.

Lieber Freund, aus dem Kirchspiele kann ich vorläufig nur berichten, dass Deine Saat aufgegangen. Wird sie sich acclimatisiren und dem Insectenfrasse entgehen? Wird man sie als Culturpflanze anerkennen, hegen und pflegen, oder als Unkraut, als Wasserpest, ausrotten wollen — und können?

Auf günstige, auf rasche Antwort hoffe nicht zu sehr. Buckle's drei Entwicklungsstadien werden auch dieser neuen Idee nicht erspart bleiben. Zuerst: verspottet als unsinnig, discussionsunwürdig; — alsdann: verabscheut — als der Moral, der Religion widerstreitend; — endlich: allgemein anerkannt — man habe das schon lange gewusst.

Aus einem Besuche unseres Herrn Polizeiraths — wie unser Kirchspielsvorsteher genannt wird — schliesse ich, dass die Entwicklung regelrecht beginnt, mit Verspottung, und ich augurire daraus gesunden Fortgang. Der Herr scherzte wohlgefällig über die Thorheit des von Dir Angeimpften. Kein Argument, kein logischer Einwand, nicht die mindeste Discussion. Gründe, auch wohlfeile, giebt er so wenig, wie Sir John. Dagegen sehr wohlfeile Spässe von zweifelhafter Neuheit.

Die Herren, welche ernsthaftere Fächer vertreten, die Helden- und Charaktervollen, werden wohl einen höheren Ton anschlagen, den Brustton der Ueberzeugung, der sittlichen Entrüstung. Und wenn das Pathos verhallt und man in das dritte Stadium eingetreten ist, wird Mancher der Acteure den Blicken der Zuschauer, der Nachwelt, sich entziehen mögen.

Diejenigen aber, welche weder eine Rolle übernommen haben, noch Beifall zu spenden haben; — die ihr Leben ausserhalb des „Hauses“ nüchtern und schlicht hinleben in Arbeit für ihre Kinder — sie werden dem Herrn \*\*\* danken — für die schlichte Wahrheit.

Dein X.

---

## X.

Riga, Januar 1878.

Wirst Du mich unpraktisch schelten, mein lieber Frennd, wenn ich auf Deine letzten Betrachtungen tiefer eingehe? Freilich kennen Manche den Eindruck nicht, den sie auf die Mitwelt machen, noch ahnen sie die Erinnerung, welche sie der Nachwelt hinterlassen werden. Das ist der tiefe Humor des Lebensdichters, dass dem Spieler oft lustig erscheint, was den Zuschauer traurig stimmt und umgekehrt. Und immer kehrt die „unpraktische“ Frage wieder: „Was ist Wahrheit?“

Doch aber gilt für unpraktisch, sich dem Handelsgewerbe zu widmen, ohne mit der grauen Theorie der Arithmetik sich abgegeben zu haben. Mit Viehwirthschaft und Viehzucht wird sich Niemand befassen wollen, ohne einige Kenntniss vom Viehe, oder ohne die Hilfe eines Kundigen. Aber zur Menschenwirthschaft, zur Erziehung und Politik, halten sich nur Wenige für unfähigt, und doch haben nur Wenige Kenntniss vom Menschen.

Hat Jemand Erfahrungen im Hintergangenwerden oder im Hintergehen, so meint er Menschenkenntniss zu haben. Das ist die Hundekenntniss des Gebissenen und des Nach-

richters. Ich meine, erst dem ist Menschenkenntniss zuzusprechen, der es weiss, wie der Mensch geheilt und veredelt wird. Dazu hat er erkennen müssen, dass die Lebenstriebe, die Instincte, das Wollen des Edelmannes nicht verschieden sind von denen des Bauern; — dass Beide sich nur unterscheiden durch ihre gewohnte Anschauung, durch ihr Erkennen. Wie der Arzt auf aller Menschen Leib mit wesentlich denselben Mitteln wirkt und nur Dosis und Vehikel modificirt, so hat auch der Erzieher und Herrscher, allen Menschen gegenüber, irrendes Wollen durch die jedesmal angemessenen Erkenntnissmotive zu berichtigen.

Und wer mit der vorschwebenden Frage: ist das Wollen der Menschen vorwiegend gut, wenn auch beschränkt — oder ist es vorwiegend schlecht, wenn auch klug? — aufmerksam beobachtet, kommt sicher zu dem Schlusse, dass das gute, dem Nebenmanne nützliche Wollen jedenfalls hinreichend vorherrsche, um seine Voraussetzung zur Grundlage der Praxis zu machen. Quisque praesumatur justus. Diese Erkenntniss hat sich seit einigen Menschenaltern soweit verallgemeinert, dass z. B. in der Bankpraxis man ein Heer von Beamten abgeschafft hat, die in früheren Zeiten gegen die Böswilligkeit des Publicum aufgestellt waren. Es hat sich gezeigt, dass es viel wohlfeiler ist, im Grossen und Ganzen auf die Redlichkeit des Willens zu rechnen. Auch der Einzelne, der sich erinnert, Opfer manchen Betrugers geworden zu sein — kann er sich erinnern aller der Fälle in denen ihm ehrliche Behandlung zu Theil geworden?

Auch in der Politik sollte man dieselbe günstige

Voraussetzung statuiren. Gilt es, Einfluss auf die öffentlichen Dinge einzuräumen Gesellschaftsclassen, welche ihnen früher ferne standen, so sollte man nicht von vorn herein annehmen, sie werden diesen Einfluss missbrauchen wollen. Im Grossen und Ganzen haben alle Menschen und alle Menschenclassen den gleich guten und den gleich schlechten Willen, ihren Einfluss geltend zu machen. Nur durch die mehr oder weniger richtige Erkenntniss der anzustrebenden Ziele unterscheiden sie sich.

Wem die Erkenntniss abgeht, lehnt sich an eine Autorität mit dem mehr oder weniger zutreffenden intuitiven Vertranen, sein Gewährsmann wolle das Gute. Es wäre eine hartherzige Ueberhebung, wollte man dem geringeren Manne im Grossen und Ganzen weniger feinfühligte Begabung zumuthen für intuitive Auffassung guter oder böser Willensrichtungen.

Vorausgesetzt, dass einer Versammlung nur solche öffentliche Dinge zur Berathung vorliegen, welche von ihren Gliedern gekannt und beherrscht werden, so scheint mir für das Ergebniss ihrer Beschlussfassungen fast irrelevant, ob sie vorzugsweise aus Hoch oder Niedrig zusammengesetzt. Die Richtigkeit dieser Behauptung erweist sich an den Kirchspielsconventen, deren Reform manche Besorgniss einflösste.

Diese Besorgniss kehrt nun wieder hinsichtlich der geplanten Kreistag-Reform und wird sich als ebenso unbegründet erweisen.

Du kannst Dir wohl vorstellen, dass dieses Thema gegenwärtig viel verhandelt wird. Ich meine, dass man darüber ein wirklich erschöpfendes Urtheil nicht sich

bilden kann, ohne eingehende Beachtung der vorstehenden Betrachtungen.

Wer aber fragen wollte, welche Sicherheit man habe, dass die Kirchspielsconvente zum Kreistage wirklich taugliche Delegirte senden werden, dem wäre die Gegenfrage zu thun: seit wann die Intelligenz (ausser durch Indolenz) unfähig geworden, ihren wohlthätigen Einfluss darauf auszuüben. Auch wäre er hinzuweisen auf die in Reval, Mitau, Wenden und Hapsal vollzogenen Stadtverordneten-Wahlen, aus denen wohl genugsam hervorgeht, dass die grosse Menge es vorzieht, durch taugliche Männer für sich sorgen zu lassen; — und auf den höchst instructiven Vorgang in Finnland vor etwa sechs Jahren. Es war dort fast unerhört gewesen, dass der Bauernstand je Personen aus gebildeten Ständen delegirt hätte. Die damals dem Landtage vorliegende wichtige Angelegenheit aber bewirkte, dass zu ihrer Behandlung der Bauernstand fast vorwiegend Literaten entsandte.

Bleibt das schreckende Gespenst des Nationalitätenwahnsinnes, welches allen gesunden Erwägungen entgegen wirken und die Kirchspielsconvente verwirren könne. Nun, ich habe es schon früher ausgesprochen; Erweiterung der politischen Befugnisse würde wie ein Sicherheitsventil wirken, der Spannung dieser ungesunden Dämpfe ihr Gefährliches zu benehmen. Zudem ist wohl der Wahnsinn nicht weltgehend genug, um sich auf Rubel- und Kopeken-Fragen auszudehnen. Handelt es sich darum: wer wird ein treuerer Verwalter meines Geldsackes sein? — und das soll ja doch vorwiegend der Kreistag — so wird man wohl schwerlich die exaltirtesten Enthusiasten für Deutsch- oder Estenthum

wählen, sondern sicher die besonnensten, verständigsten und erfahrensten Männer.

So bin ich denn von der grauen Theorie wieder zurückgekehrt zu der praktischen Zeitfrage.

Buckle's Beobachtung wird ohne Zweifel auch hier sich als richtig erweisen. Den Kreistag aus den ausschliesslichen Händen der Indigenen übergehen zu lassen auf eine Versammlung, in welcher dieselben den Indigeneren die Hand zu reichen hätten, scheint noch Vielen discussionsunwürdige Thorheit. Andere fürchten bereits, nicht ohne frommes Schaudern, „heiligste Heiligthümer“ dadurch zu gefährden. Wie lange wird es dauern, so ist man — gut- oder unwillig — solcher Handreichung gewohnt geworden, und mit Verwunderung wird man sich erinnern, dass es Menschen gegeben hat, die sich dem widersetzen, ja, dass solche Widerstrebende gar ein Gefolge von Nachbetern hatten. Wer vormals Lanzen brach für Beibehaltung der Frohne oder gegen Verkäuflichkeit des Bauerlandes, wünscht er wohl, vom Historiker genannt zu werden? Es wäre ein gutes Geschäft, Exemplare eines gewissen, angeblich allein patriotischen Aufrufes zu erwerben, bevor er zu hoher Seltenheit gemacht worden.

Dein Y.

## XI.

Soofer, Januar 1878.

Lieber Freund, auch hier ist, wenn Mastung und Brennerei zur Unterhaltung nichts mehr hergeben, die Kreistags-Reform das rettende Thema. Von dem anstrengenden, nicht immer überzeugenden Berichte über seine wirthschaftliche Thätigkeit und Erfolge ruht dann Mancher aus — er ist entschlossen zur Unthätigkeit — in der Politik, im Allgemeinen aus postulirtem Principe, und im Besonderen aus Gründen, die Du bekämpfst. Ich hätte Deine Waffen gebrauchen mögen, käme mir mehr das Hören und Beobachten zu.

Nur einmal, gestern, bin ich aus der mir zukommenden Reserve herausgetreten. Ich griff in ein Wespennest. Noch blickt mein gestrenger Hausherr mich an, wie einen Missgestalteten, dem man aus Schonung nicht sagt, wie scheusslich er ist. Und Du hast es mir eingebrockt, Du und kein Anderer. Du bist der Anonymus, offenbar Du, der die Aeusserungen hervorgerufen, zu denen ich nicht schweigen konnte.

Empört war man, dass die Aufmerksamkeit gewissermassen auf den reservirten Park gelenkt werde, zur Kritik über seine Pflege, zur Anregung der Frage, ob er nicht

im Grunde Gemeingut sei und unter öffentlich verantwortlicher Verwaltung stehe; empört über die aus dem Verstecke der Anonymität auf Jedermann entsandten Partherpfeile. Wie die Kampfweise, so sei auch das Feldzeichen. Mit leeren Allgemeinheiten, ohne greifbare Details, mit vager Solopolitik wolle man Partei bilden! u. s. w.

Ich erlaubte mir zu bemerken, dass die Detaillirung eine Handlangerarbeit sei, die man zu kaufen pflege und die sich fast von selbst ergebe, nachdem die Grundzüge von Berufenen festgestellt worden. Sie dazu aufzurufen, werde beabsichtigt. — Nicht zu wählen hätten wir das Feldzeichen, sondern ihm mit unserem Fähnlein zu folgen nach Ehre und Pflicht. — Die bisherige Kampfweise aber wünsche man eben zu ändern und statt der Persönlichkeiten vielmehr Gedanken in's Feld zu führen; Gedankenkampf statt des Personenhaders wolle man. Offenbar daher suche man den Gedanken von der Person seines Voranträgers möglichst getrennt zu halten durch die, Rede und Widerrede erleichternde, Anonymität. — In der Alltagspraxis thue der Politiker wohl, sich des Anhangs zu vergewissern, bevor er mit einer Idee hervortrete. In kritischen Zeiten aber verdiene nicht Missachtung, wer unbekümmert um augenblickliche Nachfolge oder Verfolgung seine Ueberzeugung unverhohlen ausspreche, selbst wenn der Nachdruck der Rede in Vehemenz ausarte, die schliesslich doch heilsamer sei, als unheimliche Stille. Für die Wahrheit eines Gedankens und für seine künftige Herrschaft sei nicht die Zahl, sondern die muthige Ausdauer seiner Träger Gewähr. Die Zukunft werde lehren, ob sie einer baltischen Landes- und Reichspartei angehöre.

Nun, Du kannst Dir vorstellen, wie harthörigen Ohren ich predigte, und Du kennst den, Harthörigen eigenen, Ausdruck des Misstrauens. Am Strengsten urtheilten die, welche das *corpus delicti* nur von Hörensagen kannten. Andere warfen innere Widersprüche vor, trotz des Eingeständnisses, die angeblich sich widersprechenden Stellen nicht verglichen zu haben. Manches musste ungesagt bleiben den widerwilligen Zuhörern gegenüber. Unbekämpft blieb der Vorwurf: der Anonymus werfe die beleidigenden Behauptungen hin: wir seien ins Hintertreffen gerathen, wir würden bald überholt werden, wir könnten schon manche Studie im Reichsinnern anstellen u. s. w. — ohne die geringsten Nachweise zu geben. Das seien verdächtige Pablereien.

Zunächst ist fraglich, ob Detailschilderungen und Nachweise Eindruck hervorbrächten auf selbstgefälligen Unglauben. Schüttelt doch der Schwabe ungläubig den Kopf, wenn man ihm sagt, Bären und Wölfe gehörten nicht zu den täglichen Begegnungen der Livländer. Kann überhaupt die Menge belehrt werden durch ihr widerwärtige Vorträge? Die Wahrheit will gesucht werden; den Durst nach ihr zu wecken, gilt es.

Woher erklärt sich unsere Unkenntniss des Reichsinnern, seiner Zustände und seiner Entwicklung? Offenbar ist man den Quellen der Erkenntniss fern geblieben. Und warum schöpft unsere heimische Presse nicht aus diesen Quellen für unseren Gebrauch? Weil der Kaufmann ein Narr wäre, an den Markt zu bringen, wonach keine Nachfrage. — Suche und Du wirst finden.

Man nannte es hart, ungerecht und arrogant, dass schonungslos auf begangene Fehler hingewiesen werde,

ohne der redlichen Absichten der Irrenden dabei zu gedenken. — Wie oft soll denn diesen guten Absichten die Huldigung dargebracht werden? Genügt es nicht, dass ein für alle Mal die Voraussetzung derselben als selbstverständlich erklärt worden? Es ist zum Mindesten ermüdend anzuhören, wenn dem öffentlichen Bekenntnisse der Verirrungen stets ausgewichen wird durch Betonung der guten Absichten. Bekenne frank und frei, was du irrend verschuldet, erst dann wird man erwarten, Dich auf besserem Wege anzutreffen — bis dahin gestatte, das fortgefahren werde, Dich als einen Verirrten zu mahnen. — Mit den guten Absichten ist es übrigens ein eigen Ding. Manchen Langschläfer tröstet über die Versäumniß die gute Absicht des Frühaufstehens, die ihm beim Zubettgehen vorgeschwebt hatte.

Eine gestern aus unserer Kreisstadt gebrachte Nachricht hat mich erfreut. Ich schliesse daraus, dass Deine unerhörten Freimüthigkeiten eine Bewegung einzuleiten beginnen, welche hoffentlich zur Zersetzung der alten Personen-Gruppen und zur Bildung wirklicher Meinungs-Parteien schliesslich führen wird. — Bei Gelegenheit der Vorbereitungen zu den dortigen Stadtwahlen ist bereits wenn auch erst leise, die Frage aufgetaucht, ob dieser oder jener Candidat fest im orthodoxen Livländerglauben sei und das „non possumus“ stramm und ohne Besinnen bekenne — oder ob er verdächtig sei einer Hinneigung zur neuen Ketzerei, welche die Reichsinstitutionen für nicht absolut unwegsam hält. — Mancher, der bis über die Ohren in der Ketzerei steckt, ist sich noch nicht bewusst, dass er Scheiterhaufen und Steinigung verdient. Ja, die ganze

Stadt sollte mit Bann und Interdict belegt werden, denn in frevlem Abfalle geht man, wie es heisst, freudig der neuen Stadtverfassung entgegen. Man frage sich doch nach dem Resultate einer, mit der bevorstehenden Volkszählung etwa zu verbindenden Ketzerzählung. Man lüpfe die Vorhänge, welche über die Tageszeit täuschen.

Lass Dir genügen an diesem Bericht aus dem Kirchspiele. Ein ander Mal erzähle ich von neuen Missethaten unseres Humoristen. Fahre fort mit Deinen Weckrufen.

Dein X.

---

## XII.

Riga, Januar 1878.

**I**lieber Freund, nicht allein den Anonymus hast Du errathen, auch seine Gedanken. Du interpretirst ihn richtig. An irrigen Auslegungen der Weckrufe — wie Du sie nennst — mangelt es auch hier bereits nicht, obschon die Stadtwahlen alles Interesse absorbiren.

Nicht mehr Absurdität wird vorgeworfen, bereits Impietät: Abfall vom alten Glauben des non possumus und von seinen Priestern. Es ist ja auch ärgerlich, wenn Entwerthung droht dem Artikel, in dem man — optima fide, ich vergess' es nicht zu sagen — zeitlebens gemacht hat.

Die Pfründen übrigens, die zum Cultus des Nichtkönnens vergeben werden, sind meist Hungerpfarren. Die Gefälle bestehen vorwiegend in Ehre. Diese ist wenig nahrhaft. Auch durch Verbrauch grosser Mengen davon wird genügende Leistungsfähigkeit nicht erzielt. Krankhafter Hunger nach Ehre und Huldigung ist endemisch. Fast rühmt man sich seiner, weil er erblich geworden.

Der Wohlstand der Landesbewohner wächst, aber das Land verarmt. Denn arm ist, wer den legitimen Bedürfnissen und Ansprüchen nicht genügen kann.

Das Bedürfniss nach Schulen können wir nicht genügend befriedigen, weil wir zu arm sind. Die Justizpflege erlahmt durch Ueberbürdung, weil wir genügende Arbeitskräfte nicht bezahlen können. Unserer öffentlichen Wohlfahrtspflege liegen Pflichten ob, denen sie zu drei Viertheilen nicht gerecht wird, weil wir zu arm sind, ihr die erforderlichen Actionsmittel zur Verfügung zu stellen. Unsere Gefängnisse, unsere Hospitäler und Irrenhäuser sind überfüllt und ungesund. Unsere Brücken stürzen ein unter Reisenden, die kaum das Leben retten. Der Pferdediebstahl florirt. Raubanfälle beginnen nicht mehr Seltenheiten zu sein — und kein Einzelner trägt die Schuld; Jeder thut, was in seiner — ungenügenden — Macht steht.

Berge von Arbeit thürmen sich vor uns auf; und sieht man sich um nach tüchtigen Arbeitern, so finden sich keine. Die wenigen vorhandenen sind überbürdet, keiner Mehrleistung fähig. — Wer eine Pfründe nicht erjagen konnte, oder wem sie nicht genügte, da er, seiner Leistungsfähigkeit entsprechende Anforderungen an's Leben stellte, die unsere Armuth nicht befriedigen konnte, — der suchte ausser Landes Befriedigung. Sollen die in der Heimath verbliebenen nicht die Lust verlieren an der Arbeit, die auch bei grösster Anstrengung nicht zu bewältigen ist? Wer Freude an der Arbeit dennoch bewahrt, den erdrückt man durch Ueberlastung. Die Uebrigen tagewerkern con amore, mit platonischer Liebe zur Sache.

Und warum sind wir arm zum Verkommen? Weil wir uns nicht entschliessen können, unsere Verfassung so auszubauen, dass sie ausgedehntere Selbstbesteuerung ermögliche. Wir gehen allmählig, aber sicher, zu Grunde an

der Politik des Nichtkönnens, während das Reich sich freudig entwickelt; und täglich wird der Vorsprung geringer, den wir im Ganzen vor ihm hatten.

Und zwar theilen wir Alle das gleiche Schicksal des Verkommens. Denn wir bewohnen nicht jeder seine separirte ständische Wohnung mit gesondertem Ausgange. Weder können noch wollen wir uns Einer gegen den Andern abschliessen. In dieselbe Familien-Wohnung gestellt, athmen wir Alle dieselbe gesunde oder giftschwängere Luft, und unterliegen Alle denselben Lebensbedingungen, seien sie günstige oder verderbliche.

Zur Zeit des General-Gouverneurs Paulucci wanderte mancher Bauer fort, um nicht daheim, nach dem Befehle, die ihm aufgebaute rauchfreie Stube zu beziehen. Unsere Fanatiker des Nichtkönnens wollen uns zwingen, allesammt in der Rauchstube zu verharren, bis man sie uns über den Köpfen abbricht und uns übersiedelt in Räume, die uns sicher weniger behagen werden, als was man durch Ausbau der bisherigen Wohnung selbst herzustellen uns gestatten würde.

Und „arrogant“ nennen sie den, der, es zu thun, mahnt. Wer aber ist der Anmassendere, Derjenige, der es beim statu quo belassen will und der den vielgestaltigen Verhältnissen der Neuzeit gegenüber sich getraut, Gesetzgeber und Administrator auf allen Gebieten des staatlichen Lebens zu sein, meist ohne durch Anderes, als durch seine Virilität dazu befähigt zu sein — oder Derjenige, welcher mahnt, die Unzulänglichkeit zu erkennen und zuzugestehen?

Freilich nicht ohne langes Zögern, nicht ohne schwere Zweifel an der Berufenheit dazu, entstanden die Weckrufe.

Der Schlummerchor der Encycliker beseitigte alle Bedenken. Darauf durfte nicht geschwiegen werden. Dagegen auch die schwächste Stimme zu erheben, stand Jedem zu; jeder Bewohner des Landes war dazu berufen. Wir Alle werden in Mitleidenschaft gezogen durch die Politik des Nichtkönnens. Alle haben wir das Recht und die Pflicht, dagegen zu protestiren.

„Geschickter und wirksamer hätte der Protest erhoben werden sollen“ — vollkommen einverstanden! Je wirksamer, um so dankenswerther. Zu bedauern ist, dass Vermögendere es nicht auf sich genommen haben, dem Lande reichere Gaben darzubringen.

„Nicht ohne lobende Präambel solle man tadeln, namentlich Gemeinschaften nicht.“ — Welche andere Gemeinschaften hat man getadelt, als gewisse Cöterien und Gruppen? Und wen anders trifft der Tadel, als allein ihre Führer? An diese also hatte man preisend und lobsingend heranzutreten! — Dann wären sicherlich die Lobesgaben als schuldiger Gefolgschafts tribut und die nachgeschickten Rügen als frevle Auflehnung — missverstanden worden — und hätten ihre Absicht verfehlt.

Da war es doch zweckentsprechender, und vielleicht nicht ganz unwirksam, die irreleitenden Führer öffentlich anzuklagen, ohne lobende Präambel, und dem Lande zu zeigen, an welchen Abgrund es die Führer — optima fide, versteht sich, aber ohne Beachtung der Landkarte — hingangeweidet haben.

Vielleicht nicht ganz unwirksam. Schon erfreut es, zu sehen, wie bereits hier — und dort — eines unserer

Samenkörner aufkeimt, und noch eines und wieder eines — zuweilen an unerwartetem Standorte.

Zudem war ein anderes Missverständniss zu vermeiden. Nach der Erfahrung ist der Lobredner ein Bittsteller. Hier aber erbittet man nichts für sich. Gefordert wird für das Land gesündere Politik. Es wird sich zeigen, ob in Land und Stadt die Forderung Unterstützung findet. Es wird sich zeigen, ob in Land und Stadt eingesehen wird:

dass die bisherigen Institutionen unzureichend sind und dass ohne ihren Ausbau die Entwicklung gehemmt ist;

dass die bisherigen Ansätze zur Reformarbeit steril bleiben mussten, weil dabei dem berechtigten Verlangen des Reiches nach einheitlich reformirender Gestaltung keine Rechnung getragen worden;

dass nur unter gebührender Berücksichtigung dieses berechtigten Verlangens, nur bei eigener selbstthätiger Initiative zu der, unter Anschluss an die Reichsgestaltung zu bewirkenden, Landesreform Schonung des uns werthen Eigenartigen zu erwarten sei;

dass andernfalls wir rücksichtslosester Assimilirung anheimfallen müssen. —

Zeigen wird sich, ob Land und Stadt einer verschwindend geringen Anzahl von Personen, die — in guter Absicht, zugegeben, aber ohne Verständniss — der Entwicklung sich entgegenstemmen — ob sie ihnen dazu die innere Berechtigung zuerkennen und ob sie ihnen die Befugniss dazu weiter einzuräumen wünschen.

Zeigen wird sich, ob Land und Stadt einstimmen in

den Zuruf: Zwingt uns nicht, andere Führung zu suchen!

Zeigen wird sich in nächster Zeit, ob diejenige Fraction des Landtages, welche allein dem Personenhader ferner gestanden und vorwiegend sachliche Stellung sich bewahrt hat — ob sie im Ernste der kritischen Zeit die Kraft gewinnt, unter Verzichtleistung auf Unerreichbares und unter Anstrebung des Erreichbaren, die Führung zu erlangen.

Zeigen wird sich, wessen wir werth sind. Denn es wird, was werden kann. Und Jedem wird zu Theil seine Erbschaft und sein Verdienst.

Y.

---

# Anhang.



## An den anonymen Wetterleuchter X + Y.

In Veranlassung des Briefes XI.

Den 24. Januar 1878.

Sie wünschen die bisherige Kampfweise zu ändern und wollen, „statt der Persönlichkeiten, vielmehr Gedanken ins Feld führen“. Sie wollen „Gedankenkampf statt des Personenhaders“. — Daher die Anonymität des „Vorträgers der Gedanken“, deren Blitz ohne Donner in der Dunkelheit aufleuchtet, in welcher Sie sich verbergen. — So erklärt der Correspondent und Sosias in Soofer die Berechtigung der Anonymität des Y. und damit wohl auch der seinigen, denn der Kreisimpfer und der Kirchspielsimpfer, der Staatsmann mit der Virilstimme und sein geheimer Agent sind vermuthlich doch nur eine und dieselbe Person oder ein Paar Siamesischer Geistesbrüder, deren Rede und Widerrede kaum über das „Es sei so“ des Einen und das „Ja wohl“ des Anderen hinausgeht.

„Die Anonymität soll Rede und Widerrede erleichtern,“ sagt X. Für die Rede und Widerrede in Ihrem Briefwechsel bedürften Sie beide der schützenden Verborgenheit nicht, denn keiner von beiden läuft Gefahr, von dem an-

deren persönlich verkannt zu werden. Der Widerrede anderer Personen aber auf das, was Sie zu sagen belieben, Herr X + Y, entgehen Sie allerdings durch Ihre Anonymität, denn Sie wissen sehr wohl, dass man in der Neuen Dörptschen Zeitung — selbst nicht in deren Feuilleton — Ihnen das nicht erwidern kann, was man Ihnen erwidern möchte. Sie versetzen sich daher, als Anonymus, persönlich nicht in die Lage, „in kritischer Zeit Missachtung zu erfahren, wenn Sie, unbekümmert um augenblickliche Nachfolge oder Verfolgung, unverhohlen Ihre Ueberzeugung „aussprechen.“ Vorsicht ist die Mutter der Weisheit!

Die alte Kampfweise mit offenem Visir bleibt dennoch die bessere und vor Allem die ehrlichere, mein Herr X+Y, wenn's auch mitunter Schmarren giebt! Es gehört aber Muth dazu! Jede ernste und ehrliche Ueberzeugung verdient Achtung — selbst die des Gegners — wenn sie furchtlos ausgesprochen und von einem Manne getragen wird, der mit seiner Person und mit seinem Namen für seine Ueberzeugung einsteht. Lichtscheue Agitation aber, unter dem Deckmantel der Anonymität, kann den Anspruch auf Achtung nicht erheben!

Die Maske hat überdies noch das Bedenkliche, dass das Publicum unter ihr mitunter Personen zu erkennen glaubt, welche um keinen Preis in derselben stecken möchten; denn der Leser der wetterleuchtenden Briefe lässt sich vielleicht, durch nur zufällige Aeusserungen und Gedankenverbindungen des Briefschreibers, auf eine falsche Spur leiten. Im vorliegendem Falle z. B. könnten es möglicher Weise Vergleiche des Herrn Y. thun, welche der landwirthschaftlichen und ärztlichen Praxis entnommen sind

und dem Schreiber der staatsmännischen Briefe besonders geläufig scheinen.

Darum Muth, mein Herr X + Y! Lassen Sie das Maskenkleid fallen! Ihnen werden ja unter demselben, seit der Mauserung, bereits die Federn gewachsen sein. Sie können im eigenen neuen Kleide erscheinen und mit Ihrer unterdessen auch zu männlichem Klange gebrochenen Virilstimme — wenn Sie wirklich eine besitzen — den Kampf der grossen Gedanken, auf dem bevorstehenden Landtage, weiterkämpfen, in der Hoffnung, dass Buckle's Gesetz Ihnen über das erste Stadium der Beurtheilung hinüberhelfen möge.

„Die Encycliker und Kobaltiker“ — auch ein Ausdruck Ihrer unpersönlichen „Gedanken“ — werden Sie darob nicht geringer achten.

---

C. v. Brasch - Aya.

An den Herrn C. von Braßi-Aya.

Ich habe nie gezweifelt, dass es leicht sein werde das Mysterium der Zweieinigkeit zu durchdringen, welches Ihre Formel  $X+Y$  enthüllt. Immerhin ist es mir angenehm, Sie, hochgeehrter Herr, durch Bestätigung dieser Entdeckung zu erfreuen, welche übrigens schon von Ihrem Vorgänger (Dorpater Stadtblatt Nr. 6) geahnt wurde.

Nicht weiter jedoch vermag ich in meinem Zugeständniss zu gehen. Ihr gefälliges Schreiben in Nr. 22 der „Neuen Dörptschen Zeitung“ hat mich nicht zu beirren vermocht in dem Vorsatze: Nicht früher die Anonymität fallen zu lassen, als bis im Lande Stellung genommen worden zu den von mir angeregten Fragen.

Ich verkenne es nicht, dass meinem Aufrufe, als anonymem, die Autorität eines Hirtenbriefes abgeht; nicht aber bedaure ich es.

In den Augen Vieler hatte er grössere Ueberredungskraft, beleuchtet vom hellen Glanze eines Namens, dessen seit Jahrhunderten dem Lande wohlbekannter Klang wachruft Erinnerungen patriotischer Thaten. Williger wandte

man sich ihm zu, wenn er reflectirt wurde von dem reinen Spiegel einer makellosen Persönlichkeit.

Sie gehen nicht fehl, hochgeehrter Herr, wenn Sie annehmen, dass es lediglich an meinem Willen lag, den Aufruf solch' blendenden Prunkes zu entkleiden.

Selbstthätig, nach inneren Motiven, möglichst unbeirrt durch äusseren Anreiz, mag das Land sich für oder wider entscheiden.

Zudem ist die Wahrheit, die ich vertrete, zu stolz, in ein andres, als in ihr eigenes schlichtes Gewand sich zu kleiden, und ich achte sie zu hoch, um ihr die Maske meiner Persönlichkeit zu leihen.

Ich, hochgeehrter Herr, bekenne mich zu dem Satze: Namen werden geadelt durch Gedanken und Thaten, nicht umgekehrt.

Was mich berechtere zu so hohem Tone? — Zunächst Ihre Insinuationen; sodann das Bewusstsein, nach erstem Kampfe gebrochen zu haben mit alledem, was auch mich dereinst in Irrthum befangen hielt und was nun schonungslos zu bekämpfen, mir patriotische Pflicht ist — womit auch Sie, hochgeehrter Herr, zu brechen haben, und gleich Ihnen das Land, sofern es will, dass nicht schon Zeitgenossen schreiben mögen das letzte Capitel Livländischer Geschichte.

Riga, Januar 1878.

Y.

## An den Herrn Y der „Wetterleuchten“-Briefe.

Mit regem Interesse, mit gespannter Aufmerksamkeit sind wir Ihren Ausführungen gefolgt. Mehr wie einmal haben wir das weihevollte Vorgefühl gehabt, als brähe eine neue Aera herein, ja wir glaubten die Dinge der Zukunft blitzartig erleuchtet mit unseren geistigen Augen zu gewahren. Da kam die Aufforderung des Herrn von Brasch-Aya, Sie möchten aus ihrer Anonymität heraustreten.

Tadeln Sie uns, bemitleiden Sie uns — wir freueten uns über diese Aufforderung, denn wir hofften, Sie würden hervortreten. Wir können nun einmal nicht von der Frage lassen: Wer sagt Das? wir brauchen eine Autorität, einen Apostel der neuen Lehre. Und nicht wir allein glauben ihn zu brauchen, denn niemals noch ist eine neue Lehre, ein grosser Gedanke auf anonymem Wege zum Durchbruche gekommen. Er braucht die Verkörperung, und findet sie stets.

Ihre Entgegnung, welche wir aus Riga kaum so rasch erwarten durften, hat uns enttäuscht, einmal dadurch, dass Sie zugeben, Ihr eigener Correspondent gewesen zu sein,

wodurch ihr Briefwechsel, offen gestanden, in unseren Augen einige Einbusse erlitten hat, und endlich dadurch, dass Sie auch ferner X oder Y bleiben wollen. Und doch würdigen Sie vollkommen die grosse Macht, welche von dem „hellen Glanze eines Namens, dessen seit Jahrhunderten dem Lande wohlbekannter Klang wachruft Erinnerung patriotischer Thaten“ ausgeübt wird und unterschätzen auch nicht die Wirkung des Reflexes „des reinen Spiegels einer makellosen Persönlichkeit“. Sie besitzen also „solch' blendenden Prunk“, denn aus eigenem Willen haben Sie Ihren Aufruf desselben entkleidet.

Das ist sehr schade, um der Sache willen. Ein grosser Gedanke, eine grosse Wahrheit sind es fürwahr werth, einen klangvollen Namen und eine makellose Persönlichkeit zu ihrem Träger zu haben; und sie würden alsdann, wie die Welt nun einmal ist, eine ganz andere Verbreitung finden, als ihnen Dieses aus dem Dunkel der Anonymität beschieden sein wird.

a. b. c.

## An den Herrn a. b. c.

vom Verfasser der „Wetterleuchten“-Briefe.

In richtiger Schätzung haben Sie voraus berechnet die lockende Wirkung Ihrer mit feiner Ironie gewürzten und mit wohlwollender Kritik gemengten Anerkennung — lockend besonders durch das Vertrauen, auch zwischen die Zeilen Gesetztes werde nicht ungelesen bleiben. In der That fällt es mir schwer, nicht hinüberzutreten aus dem Schatten meiner Anonymität in den der Ihrigen, zu mündlicher und persönlicher Verständigung.

Für mein ferneres Ablehnen schulde ich Ihnen die Begründung. Wenige Worte, so empfinde ich, könnten ausreichen. Zwischen Y. und a. b. c. bedarf es leidiger Ausführung.

Vergeblich sagen Sie: „Wir können nun einmal nicht von der Frage lassen: Wer sagt das? Wir brauchen eine Autorität, einen Apostel der neuen Lehre.“ Vergeblich sagen Sie „wir.“ Dennoch sehe ich im Geiste Sie hervorragen aus der Menge, in deren Namen Sie reden.

Ich aber habe nicht unmittelbar reden wollen zu einer urtheilslosen Menge, der Sie Worte leihen, sondern zu

Ihnen und den anderen Hervorragenden, darauf bauend, dass meine Aufgabe gelöst sein wird, wenn es mir gelang, Sie zu überzeugen und die Ihnen Gleichwerthigen.

Ich gebe zu, dass Leiter einer unselbstständigen Menge um der Herrschaft willen es nicht umgehen können, vulgären Vorurtheilen Concessionen zu gewähren; doch sollten die Zugeständnisse auf's Knappste bemessen werden. Nicht nur Leitung, auch Heranbildung sollte bezweckt werden. Jede Regierung soll ja — nach einer schönen Regel — darauf ausgehen, sich entbehrlich zu machen.

Weiterer Bezeichnung der Adresse wird es hiernach nicht bedürfen, wenn ich dem, vielleicht der grossen Menge zu Liebe, formulirten Satze: „niemals noch ist eine neue „Lehre, ein grosser Gedanke auf anonymem Wege zum „Durchbruche gekommen“ — wenn ich ihm ausführlicher und eifriger entgetretete, als allein Ihnen gegenüber ich es thäte.

Seit fünfzehn Jahren sind wir des Gebrauches der Presse dermassen entwöhnt worden, dass wir öffentliches Sprechen — in der Presse — und das Verstehen also geredeten Wortes fast von Neuem zu lernen haben. Zu Beidem aber ist richtige Auffassung der Anonymität unentbehrliche Voraussetzung.

Nicht den Mantel, mit welchem feige Hinterlist sich und die Waffe verbirgt, trifft Verachtung; Absicht und That sind verächtlich. — Nicht der Mantel, welcher Gaben der Liebe und des Mitleids, wie ihren Spender, verhüllt, ist zu loben; Absicht und That sind löblich. — Richtet die Absicht, wenn Ihr könnt; richtet die That, und Ihr habt die Anonymität gerichtet.

Bevor solches Urtheil gefunden, hat Niemand das Recht, die Verhüllung zu tadeln; und wer sie antastet, vergeht sich an fremdem Eigenthume; und wem Zufall die versagte Kenntniss brachte, hat treuer Hüter zu sein gefundenen Gutes.

Entwöhnung vom öffentlichen Leben in der Presse hat fast vergessen lassen, dass auch andere Anonymität bestehe, als die des feigen Verleumders. Als muthlos und der Ueberzeugungstreue ermangelnd, wird noch gar leicht missverstanden, wer — in der Meinung, der Wahrheit so am wirksamsten zu dienen — anonym seine Ansicht preisgibt unbefangener Beurtheilung, statt sie unter anspruchsvoller Firma in die Welt auszurufen.

In England, dem classischen Lande der Aristokratie und der Presse, unterfertigt nur der Gewürzkrämer die Anpreisung der Waare, die er feilbietet. Wer an Discussion öffentlicher Dinge sich betheiligt, schreibt dort anonym, wie Sie und ich. Führer der Nation, Parteihäupter, Minister verschmähen es nicht, Publicisten zu sein, doch nicht anders als anonym treten sie in der Presse auf. Wie oft raunt man sich in den Tagesblättern zu: dieser oder jener bedeutungsvolle Artikel werde Gladstone, Lord Derby, Bismarck selbst zugeschrieben, und es dürfte diesen Männern doch wohl manch' Mal geglückt sein, „eine neue Lehre, einen grossen Gedanken auf anonymem Wege zum Durchbruche zu bringen“, und schwerlich würde man sie davon überzeugen, dass bei entgegengesetztem Verhalten ihre Ansichten „eine ganz andere Verbreitung finden

würden, als ihnen Dieses aus dem Dunkel der Anonymität beschieden sein wird.“

Den von mir bestrittenen Satz vollends zu entkräften, ist nachstehendes historische Factum geeignet. Die in den Jahren 1768—1772 von dem Pseudonym Junius erlassenen offenen Briefe haben den König Georg III. auf seinem Throne erschüttert, haben Machthaber und Würdenträger der drei Königreiche und Indiens „wie gehetztes Wild“ unbarmherzig vor sich hergetrieben. Ganze Bibliotheken könnte man füllen mit den historischen Untersuchungen über die Person des Junius. Gegen fünfzig Hypothesen sind darüber verfochten worden. Erst kürzlich, nach längst erfolgtem Tode des Verfassers, glaubt man dem gewählten Motto: *stat nominis umbra* — den richtigen Autornamen beifügen zu können. Dieser Mann, obschon anonym im Superlativ, obschon im dunkelsten Dunkel verblieben, ist dennoch einer der Mächtigsten seiner Zeit gewesen, und hat eine helle, unauslöschliche Lichtspur hinterlassen. Noch heute, wenn von Begründern und Befestigern des englischen Staatsrechts abgehandelt wird, ist es unvermeidlich, des Junius zu gedenken, als eines der grössten Wohlthäter der englischen Nation. Ja, die ganze Menschheit ist diesem lichtscheuen, aber leuchtenden Anonymus ewig zu Dank verpflichtet, als dem Grundleger der Pressfreiheit — dieser grossen staatsrechtlichen Errungenschaft der Neuzeit. Jede Erörterung der Pressfreiheit hat auf die fundamentalen, bahnbrechenden Doctrinen des Junius zurückzugreifen.

Also doch sind „neue Lehren, grosse Gedanken“ auch „auf anonymem Wege zum Durchbruche gekommen.“ — Anonymer Irrthum, freilich,

wird vergessen und anonyme Lüge bleibt verächtlich. Anonymer Wahrheit aber kann bleibende Anerkennung erworben werden. Noch zuversichtlicher ist Seneca: *Occultari potest ad tempus veritas, vinci non potest.* (Verdecken kann man zur Zeit die Wahrheit, besiegen nicht.)

Weiter noch geh' ich in der Bestreitung. Jede neue Lehre, jeder grosse Gedanke wurde aus der Anonymität geboren. Die Filiation der Gedanken, so gut wie die der Geschlechter, verliert sich zuletzt in vornehmes anonymes Dunkel. Der Ahnherr eines mächtigen Stammbaumes sowohl, wie der erste uns überlieferte Vertreter eines herrschend gewordenen Gedankens — Beide sind Erben unbekannter Erblasser.

Nicht ohne tiefen Sinn liessen die Griechen die streitbare, vornehme Göttin des Gedankens, Pallas Athene, in voller Rüstung aus dem Haupte des Zeus geboren werden, kampfbereit, mit herabsenkbarer Helmmaske, die Göttin der Anonymi, die Ihrige und die meine.

Riga, Februar 1878.

Y.